Aus der Geschichte von Radolfzell

Erlebtes und Erlauschtes

Von Otto Mader sen., Radolfzell

Dr. med. Otto Mader war der 2. Arzt seiner Familie in Radolfzell. Unter der älteren Bevölkerung ist er unvergessen, war er doch bei seinem hohen Berufsethos als Hausarzt alter Art und bei der damals wesentlich geringeren Einwohnerzahl überall bekannt und beliebt. So kam er in jedes Haus und in jede Familie. Es war sein verdienstvolles Werk, die Geschichte Radolfzells einmal umgekehrt von heute an rückwärts zu betrachten und das noch vorhandene Alte uns ins Bewußtsein zu bringen. Dr. Mader starb hochbetagt in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts. Die Gründung des Krankenhauses Radolfzell war übrigens seinem Vater, dem Medizinalrat Dr. Franz Mader zu verdanken.

10. Juli 1978 Wilhelm Ehrhardt

Vorwort

Im Jahr 1926 haben wir Zeller die elfhundertste Wiederkehr des Geburtstages unserer Stadt gefeiert und dabei auf ihren Weg zurückgeblickt, der wie bei jedem Einzelleben über Höhen und durch Tiefen und zwischen lichten und dunkeln Zeiten hindurchging: der bei schwächlichen Fischerhütten begann, die sich um Ratoldi bescheidenes Kirchlein scharten, über einen umwallten Markt zu einer mauer- und turmbewehrten Stadt führte und seinen Höhepunkt wohl in der allerdings kurzen Zeit der Reichsunmittelbarkeit erreichte (1414–55), um dann über behäbiges Bürgertum des 17. Jahrhunderts in die armselige Dürftigkeit des 18. Jh. zu versinken, drin er stecken zu bleiben und ersticken zu müssen schien, bis eine ganz neue Zeit der Technik neues Leben in die dumpf gewordene Welt blies. Und hat dabei durch den Wandel der Anschauungen und den Wechsel der Lebensformen geführt, ist durch Kämpfe und Kriege gegangen, die ihn jeweils einleiteten und begleiteten. Er ist dabei wohl immer parallel gegangen mit dem der großen Welt draußen, die immer bestimmt und geleitet wird von den Einsichten und Entschließungen, Eingebungen und Launen derer, die sie zu regieren berufen sind oder sich berufen fühlen. Aber bei all dieser wechselvollen Buntheit sind die Einzelwege doch wohl immer dieselben gewesen zwischen Wiegen und Särgen, Liebe und Haß und Daseinsbehauptung. Wird auch weiterhin wohl immer so sein nach diesem 1100jährigen Geburtstag, da die Welt in den größten Wirbel gerissen scheint seit jenem, da sich das Mittelalter vom Altertum schied, und wird eine ferne Geschichtsschreibung da wohl den Beginn eines neuen Zeitalters setzen, welches das Ende des alten Europa kennzeichnet.

Dr. Alberts „Geschichte der Stadt Radolfzell" endet mit dem Jahre 1896. Mag deshalb der folgende Abriß verzeichnen, was ich selbst im Städtle erlebt an Werdendem und Vergehendem, was mir der Vater und alte Zeller berichteten und was es mir auf Praxisgängen durch alte Gassen und über knarrende Treppen, unter schweigenden Giebeln vor dunklem Nachthimmel zuraunte.

Otto Mader sen.

I. 1864–1939
Wie die Technik an die Tore pochte und das Städtchen in eine neue Zeit rief

So wie sich unser Städtlein auf den hübschen Stichen aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts darstellt, versonnen und versponnen in vergessene Mittelalterlichkeit, mag es im wesentlichen durch ein Jahrtausend zurück immer ausgesehen haben und die Mettnau wird damals kaum anders gewesen sein als zu Zeiten, da Moengals Kahn knirschend an ihrem kiesigen Ufer auflief. Ein Städtlein, rundgeschlossen, das sich im See spiegelte und die Mauern in seinem Wasser badete. Ein Städtlein von Rebbauern, die die steinige Mühsal ihrer Rebberge alltäglich beim Ruf der Elfuhrglocke und beim Betzeitläuten von der Mettnau oder den Höhen der Weinburg nachhause trugen und von kleinen Handwerkern aller Arten, die daneben auch alle kleine Bauern waren und in der Enge der bescheidenen Gemarkung von den schmalen Wiesen und Äckerlein lebten, die im Zug der Generationen und der Teilung unter die Söhne immer schmaler und dürftiger wurden; oder auch von den Märkten, die das Städtlein zum Mittelpunkt eines nicht allzugroßen Kreises von Dörfern rundum machten. Eine, wie man heute wohl sagen würde, autarkische Wirtschaftsform also. Drin stand auch das Spital zum hl. Geist, das sich mit den Bürgern in den Grund zwischen den Wällen und den Gemarkungsgrenzen teilte. Wenn so eine ledige Tochter oder eine Wittib ihr Ende nahen fühlte oder ein Wohlhabender sich durch ein Versprechen oder sonstwie im Gewissen bedrückt fühlte, vergaßen sie nie, auch dem Spital ein Wieslein, ein „Manngrab" Reben oder eine Waldparzelle zu verschreiben. Die Häuser beherbergten ihrer Bestimmung gemäß im Erdgeschoß, wie in der Seestraße, oder hinter sich, an die Stadtmauer gelehnt, Ställe, und auf dem Dach war ein Aufbau mit zweiflügligem Laubenladen, aus dem ein Heuaufzug herausgefahren werden konnte.

So war es immer gewesen durch die Jahrhunderte zurück. Die großen Poststraßen führten weitab vom See vorbei, von Ulm über Pfullendorf und Stockach zum Schwarzwald oder nach Schaffhausen, und die Welt dachte nicht viel an das Städtlein, das seinerseits im Blick auf die Reihe der Hegauberge und den Schienerberg sein Genügen fand. Bis es eines Tages die schmucke Tracht seiner Väter und Vorväter, als ob es ihrer plötzlich überdrüssig geworden wäre, zu Spindel und Blendlaternchen in die Truhe legte und in ein etwas nüchternes modisches Gewand schlüpfte. Das war im Jahre 1863, als die Bahn ihren Weg an den See und damit auch zu unserm Städtlein fand und es mit einem tüchtigen Schups über die Grenze zweier Zeiten schob.

Es mag recht laut hergegangen sein um die runden Tische im „Löwen", im „Rößle", im „Hirschen", „Engel", „Lamm", „Adler", „Sonne", „Schiff" und wie sie alle hießen, als die Meinungen aufeinander platzten um das „Für und Wider" der Bahn. Denn im Grunde waren sie wohl recht konservativ gesinnt, die urchigen Zeller, deren letzter Vertreter vor wenigen Jahrzehnten noch, wenn Neuerungen zur Debatte standen, den Grundsatz vertrat: „Me hätt's vorani it brucht, no weremers etz au it bruche". Aber die Bahn hat trotzdem ihren Weg zum Städtle genommen und ihr die neue Zeit, die sich nicht aufhalten läßt, gebracht. Waren ja auch Einsichtige genug da, die die Zeichen der Zeit verstanden und ihr begeistert entgegengingen, wenn sie ihre Erwartungen auch, wie dies Neuem gegenüber immer der Fall ist, zu hoch spannten. Aus diesen Erwartungen heraus ist denn auch eine Lösung der Bahnführung geboren worden, an der das Städtchen noch heute krankt. Man sah damals im Geiste Trajekte über den Untersee schwimmen, von der Schweiz her, sah da, wo bisher nur ein paar plumpe

Radolfzell 1919, Hafenpartie

Kähne am Ufer lagen, einen Umschlaghafen entstehen, dessen Güter die Bahn, die demnächst auch nordwärts über Stockach, Sigmaringen und Pfullendorf geführt werden sollte, weit hinein ins Württembergische und darüber hinaus tragen sollte. So mußte sie, die leicht ihren geraden Weg hinter dem Städtchen durch gesucht hätte, an den See geführt werden.

Da standen sie nun und sahen zu, wie in emsigem Kommen und Gehen der kleinen Schubkarren sich der Damm aus dem Wasser hob und achteten über der erwartenden Freude nicht, wie darunter ein Stück der alten Schönheit des Städtchens versank. Schon war das Seetörlein verschwunden, um dem Bahnhof Platz zu machen, und der Nepomuk, dem es wohl in solcher Betriebsamkeit unbehaglich wurde und der sich hier fürderhin überflüssig vorkam, hatte sich in einen stillen Winkel an der Kirche zurückgezogen. Der See blickte traurig dazu wie ein alter Freund, der sich durch eine neue Freundschaft verdrängt fühlt. Droben standen allsonntags nach dem Amt die alten Rebbauern und sahen mit stillem Grimm den Boden ihrer schweißgetränkten Rebberge in der Tiefe des Einschnitts versinken, der fürderhin die Mettnau von der Stadt trennte.

Dann lagen eines Tages die Schienenstränge glitzernd und gleißend in der Sonne, schlangen sich um die Bucht des Markelfingersees, stachen schnurgerade nach Westen und verschwanden zusammenfließend in der Ferne, wo die Welt lag, die von jetzt ab auf ihnen herrollen würde. Dann kamen sie, die ersten Züge. Die drin saßen schauten gespannt und interessiert nach dem ersten Zipfel des sagenhaften Bodensees und fuhren weiter dem größern See und den glänzenderen Orten zu; die meisten hatten wohl über dem Anblick des lockenden Wassers vergessen, einen Blick durch

das andere Fenster auf das Städtlein zu werfen, das bescheiden und etwas verschämt drauf wartete.

Der Traum vom Umschlaghafen zerrann, auch nachdem die Linie ins Schwäbische gebaut war (1870), aber die neue Zeit kam doch über die Schienen herein, und als auch der Strang nach Überlingen (1898) und weiter nach Lindau gelegt war, da waren die Zeller, wie der Bürgermeister damals sagte, „Hauptknoten" geworden und hatten im Fahrplan den Anspruch auf Fettdruck und zwei Zeilen erworben, die auch die eiligsten Schnellzüge zum Anhalten zwangen.

Wenn auch das neue Gewand dem Städtlein zunächst noch etwas steif und ungewohnt auf dem Leibe lag ,es war gerade rechtzeitig fertig geworden, um beim Empfang der großen Zeit dabei zu sein, die nun über Königgrätz und Versailles, über 1866 und 1871 für Deutschland anbrach. Auch Zeller Söhne waren mit dabei gewesen.

In die stille Stadt zog Betriebsamkeit ein, sprengte den Gürtel ihrer Wälle und Gräben und ergoß sich über die grünen Wiesen ihres Weichbilds. Industrie war gekommen, ebensoviel, als das Städtchen zum Leben brauchte und vertragen konnte, ohne darunter zu ersticken, und die einheitliche Struktur des Rebbauernstädtleins mit seinen etwa eineinhalbtausend Einwohnern wandelte sich bald in lebendige Vielgestaltigkeit. Fremde Namen mischten sich unter die der wenigen alten Geschlechter, die es bisher ausgefüllt hatten, und wenn später eine Festlichkeit Flaggenschmuck über die alten Gassen schüttete, so leuchtete zwischen den Gelb-rot-gelb der Zähringer und dem Schwarz-weiß-rot des neuen Deutschen Reichs das bayerische Weißblau, das Schwarzrot der Württemberger, die schwarzweißen Farben Preußens und das fröhliche Weißgrün Sachsens. Und der alte Nassauer ließ es sich nicht nehmen, das schöne Blauorange seiner Hessen-Nassauer Heimat herauszuhängen (das später auch die junge Großherzogin Hilda ins Badnerland mitbrachte), die das Sechsundsechzigerjahr verschlungen hatte. Auch das nachbarliche Ausland der Eidgenossenschaft versteckte sein weißes Kreuz im roten Felde bei solchen Gelegenheiten an der Schiesser'schen Villa nicht.

Im Eifer seiner Betriebsamkeit und unter der Nüchternheit der Gründerjahre, die mit der allgemeinen Industrialisierung Deutschlands auf die Reichsgründung folgte, haben die Zeller freilich allzusehr ihr Gestern vergessen. Was da außerhalb entstand, war meist wenig erfreulich: willkürlich mit dem Lineal gezogene Straßen ohne harmonischen Anschluß an die Altstadt, lieblos gebastelte Häuslein, Paliersarbeit, Kinder einer Zeit, die noch keinen Stil gefunden hatte, nachdem sie der feinen Linien biedermeierscher Formen vergessen hatte oder sie nimmer verstand (Nordweststadt).

Nur mettnauwärts, wo jetzt eine Brücke sich über den Einschnitt der Bahn schob, hat sich in zwei Villen die Üppigkeit städtischen Bauens sehen lassen. Bosch und Noppel hatten dort ihre Landhäuser dicht vor den Toren der Stadt gebaut, in patrizischer Gewichtigkeit das eine, in exotischer Beweglichkeit das andere.

Dann war dem Untersee und dem Städtlein auch sein Sänger gekommen und mit ihm die dritte Villa. Kam einer hergefahren, der die stille Schönheit des Untersees zutiefst verspürt hatte und dem er blutmäßig Heimat war von seiner Großmutter Eggstein in Rielasingen unterm Twiel her und hat sich am Ufer, wenig weiter draußen die Seehalde gebaut (1871). Hat dann, um dem See noch näher und der Welt und den eckigen Zellern etwas ferner zu sein, ganz außen auf der Mettnau, wo sie höher aus dem Wasser steigt, sein Dichterschlößlein ausgebaut. Droben schwamm die Reichenau im Wasser mit den zwei schlanken Türmen von Unterzell und dem standfesten Klosterturm von Mittelzell, drunten standen der Twiel, der Stoffel und der

Radolfzell 1916

Krähen, jeder ein Kerl für sich, vor dem Himmel, der bald blutrot flammte, bald schwefelgelb oder schwarzblau drohte oder versöhnlich rotgolden leuchtete, und wenn er zum Turm seines Schlößchens stieg, so lugte der Säntis über die Thurgauer Höhen zu ihm herüber. Aus dieser Landschaft stiegen ihm Frau Hadwig und der Bruder Ekkehard herauf, Praxedis, das schlanke Griechenkind, Herr Spazzo, der rauhe Kämmerer und die lange Friedrun, Moengal, der Leutepriester, Audifax und Hadumoth.

Die Mettnau, die — ursprünglich Reichenauer Boden, wie ja Radolfzell auch — stets zur Stadt gehört hatte und 1527 aus dem Klosterlehen endgültig in ihr Eigentum überging, war im Jahre 1871 an Franz Konrad verkauft worden und von ihm 1876 in Scheffels Hände übergegangen. Sie war gerade zur rechten Zeit ins Exil gegangen, um einen zu finden, der sie zum Leben erwecken sollte und ist später, erwachsen und erblüht wieder zum Städtchen zurückgekehrt (1928), nachdem sie nach Scheffels Tod (9. April 1886) durch verschiedene berufene und unberufene Hände gegangen war.

Nach der Wende des Jahrhunderts war Radolfzell allmählich im Rahmen seiner Größe ein modernes Städtchen geworden, etwas farblos, wie immer einer ist, der eine alte Tradition aufgegeben hat und die neue Form noch nicht mit Eigenem zu füllen weiß. Die Reben waren von der Mettnau verschwunden und die Rebbauern aus der Stadt, und es war schwer, festzustellen, wer von beiden zuerst des andern überdrüssig geworden war. Ein bescheiden-emsiges bürgerliches Leben gab die Note. Die Industrie war aufgeblüht und trug den Namen der Stadt hinaus. Allweilerpumpen traf man in allen fünf Erdteilen und Schiessertrikote trug man unterm Fez, am Ganges und im schwarzen Erdteil. Die Radolfwerke und das Milchwerk schlugen die Brücke von der Landwirtschaft her; die alte Stellung der Stadt als ihr Mittelpunkt rundum hielt und

Sammelbild
Radolfzell 1909

erweiterte die Markthalle; die Haushaltungs- und Winterschule bildeten gewissermaßen ihren geistigen Mittelpunkt. Die Einwohnerzahl von 1550 im Jahre 1871 hatte sich auf 4160 im Jahre 1900 vermehrt. Das schuf neue Aufgaben, die aus der Enge der Altstadt hinausdrängte. Die Schulen wanderten aus dem Österreichischen Schlößle in neue Räume an der Tegginger- und Schützenstraße, eine großmächtige Realschule wuchs vor dem Obertor und in ein neues Krankenhaus siedelten die dürftigen Krankenstuben des Spitals in der Seegasse über. Schon seit 1895 leuchtete — früher als in den größeren Orten ringsum — elektrisches Licht in Straßen und Häusern.

Dann kam der Weltkrieg. Das Städtle tauchte drin unter wie alle die andern auch, vier Jahre lang, sandte seine Männer und Söhne in die Schützengräben in West und

Ost und nahm ein Ersatzbataillon in seinen Mauern auf. Als es dann verstört und unsicher wieder aufwachte, da hockte ein flügellahmer Adler über dem deutschen Land und eine zerbrochene Krone lag ihm zu Füßen. Die Inflation grinste aus allen Ecken, eine Meute von Parteien fiel über das Reich her, gierig, möglichst viel von seinem Fell an sich zu reißen. Da ist das Städtle, das seit jenem vierundsechziger Jahr fast nur nach außen geblickt hatte, in sich gegangen. Wie einer, der aus der Welt enttäuscht zurückkehrt, sich auf sich selbst zurückzieht, so hat es sich seines vergessenen und verratenen Schatzes: der Schönheit seiner Landschaft und der Gunst seiner Lage wieder besonnen und ist sich, etwas beschämt, der Untreue gegen seinen besten Freund, den See, bewußt geworden. Es begann sich zu schmücken. Asphalt deckte die kotigen Straßen, ein Stadtgarten voll eigenartigen Zaubers schwang sich durch die alten Gräben um die östliche Altstadt und Scheffels Mettnau kehrte zur Stadt zurück. Aus dem Wasser wuchs ein schlankes Strandkaffee und erschloß einen unvergleichlichen Blick über See und Berge, und das Strandbad daneben wurde der schönsten eines. In die Häuser floß von Singen her das Gas und half der Hausfrau bei Kochen und Braten und die Parteien saßen im Rathaus einig beisammen und trugen nicht allzuviel vom Zwiespalt ihrer Wähler in die Belange des Städtchens, das ja für alle da war. Das alles war das Werk einer umsichtigen Stadtverwaltung gewesen.

Als dann das Städtchen mit allen andern des Reichs in die ganz neue Zeit des Nationalsozialismus hinübertrat, da fand diese an seinem Bild und Rahmen weder viel abzureißen noch zuzufügen. Die SS-Kaserne draußen in den Schiedelen hat sie gebracht und Siedlungen für die wachsende Volkszahl sind entstanden in der Mooservorstadt auf dem Boden der „Herrenländer" und vor dem Waldsaum des „Alten Bohl". Dabei ist, symbolisch fast und zeitbedingt, das Letzte dahingeschwunden, was noch an das Bürgertum jener Zeit erinnerte, da noch die Stadtmauern standen, jener Zeit vor 1864 also.

Die Herrenländer, Gemüseländer, sind ein Teil des Bürgernutzens, zu dem noch die Allmender (Acker- oder Wiesenland), ein Streuteil, Hundertjauchertteil und Bürgerholz gehörte. Er wurde an alle Bürger nach Maßgabe der verfügbaren Teile auf Lebenszeit vergeben und fiel dann wieder an die Gemeinde zu neuer Vergebung zurück.

Die Bahn hat nicht nur gegeben, sie hat auch genommen. Das Städtchen hat das Bezirksamt und mit ihm die Würde eines Amtsstädtchens an die Weiträumigkeit der neuen Zeit abgeben müssen. Das Bahnhöfle von 1864 mit seinen roten Plüschmöbeln, auf das die Zeller damals so stolz waren, ist seither längst einem neuen gewichen. Wenn, wie einer meint, „Bahnhöfe nicht immer die Stätten respektieren, nach denen sie benannt sind", so trifft dies besonders auf den Zeller Bahnhof zu, der als Provisorium gedacht, heute noch etwas ärmlich vor dem Rosenwunder des Stadtgartens kauert.

II. 1864–1806

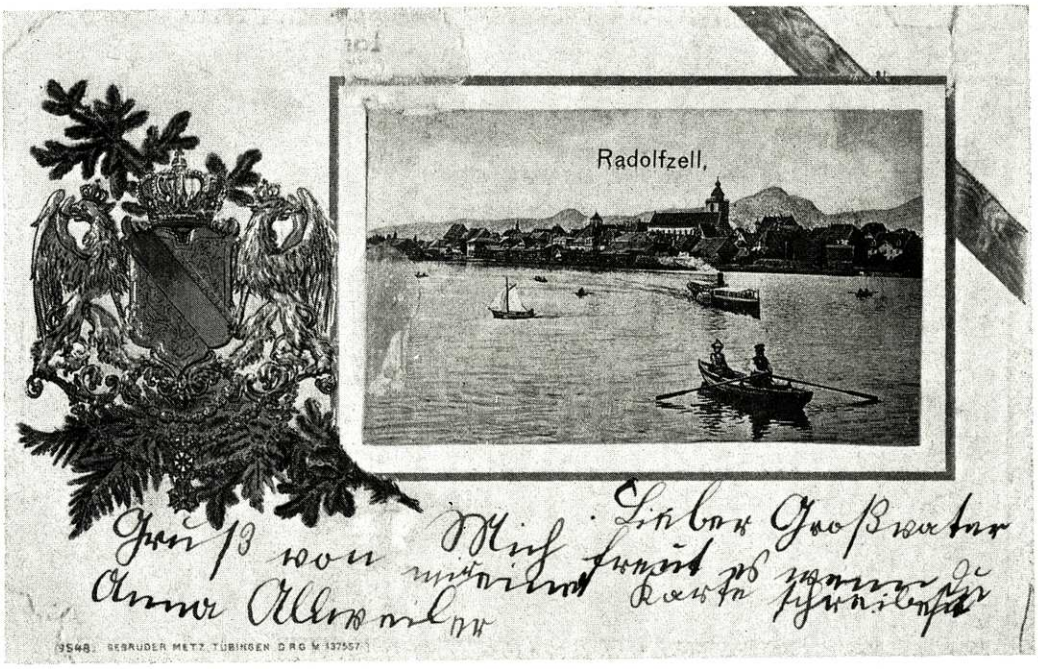
Wie Radolfzell aus 1000jähriger Bindung gerissen und großherzoglich badisch wurde, was es dabei erlebte und wie es sich hineinfand

So sah nun das Städtchen aus nach dem großen Einschnitt von 1864 in seine Geschichte. Blättern wir zurück, so geht's über sechs Jahrzehnte zu einem andern, der wohl das Stadtbild nicht sehr wesentlich veränderte, im Innern aber doch tiefgreifende Wandlungen geschaffen haben mag, das war um 1803 (Reichsdeputationshauptschluß), als das alte „römische Reich deutscher Nation" zerbrochen war unter dem

Ansturm einer neuen Zeit (Frieden von Lunéville, 9. Februar 1801). Die hatte aus den Habsburgerlanden die vorderösterreichischen Gebiete herausgerissen und aus ihnen zugleich mit mediatisiertem Fürstenbergerbesitz und Fürstabteien und den markgräflich-badenschen Erblanden, aus Alemannen und Franken, Katholiken und Protestanten jenen wunderlich geformten Stiefel zum Großherzogtum Baden zusammengekleistert, der gleichwohl zu einer festen Einheit zusammengewachsen ist und gut zusammengehalten hat über fast anderthalb hundert Jahre bis in unsere Tage, an deren Horizont freilich wieder eine Schicksalswende für das badische Ländle wetterleuchtet. Es ist zum Gau Baden geworden mit dem Elsaß vorläufig lose verknüpft. Es mag den Zellern zunächst nicht leicht gefallen sein, sich von ihrem altangestammten Herrscherhaus zu trennen, als dessen sichtbares Symbol ihnen das „Österreichische Schlößle", eines der wenigen repräsentativen Gebäude des Städtles, täglich vor Augen stand. Wie es überhaupt nicht leicht ist, sich willenlos, als Ware gewissermaßen, von einer Hand in die andere geschoben zu sehen. Aber sie scheinen sich doch ohne allzulautes Murren gefügt zu haben, anders als die Hotzen drüben im Schwarzwald überm Hochrhein, die es lange noch nicht wahrhaben wollten, daß sie nicht mehr unter den Fittichen des Doppeladlers stünden.

Zwischen diesen zwei Einschnitten von 1864 und 1803 lag nun freilich noch ein kleinerer, durch die achtundvierzig- neunundvierziger Jahre bezeichneter. Doch scheinen sich die Zeller ihrem Treiben weit weniger in die Arme geworfen zu haben als ihre Nachbarn und im Ganzen die Zuschauer gespielt zu haben. Einzelne freilich haben sich auch begeistert, wie der spätere Bürgermeister Noppel, was dann sein zeitweiliges Exil in der Schweiz zur Folge hatte, aber wesentlich hat diese badische Revolution offenbar nicht in die Geschicke des Gemeinwesens eingeschnitten.

Radolfzell 1908, Marktplatz



Radolfzell 1901

Brände sind in dieser Zeit über das Städtle hingegangen, 1825 und 1843, über die Löwengasse (Höllstraße) – der alte Löwen stand wohl da, wo jetzt die Huggle'sche Druckerei, einst „Freie Stimme" steht – und über die Poststraße. Dort sind sie dürftig wieder aufgebaut worden und haben sich den Laubenladen wieder aufs Dach gesetzt (Heuaufzug), woraus zu sehen ist, daß das Kleinbauerntum, wie ja auch in Resten noch bis in unsere Tage, damals noch lebte. Hier, wo ihr wohl stattliche Häuser zum Opfer gefallen waren, die „Sonne-Post" (hier begann bis vor kurzem noch die Poststraße) und das „Bosch'sche Haus" gegenüber. Sie sind auch stattlich wieder aufgebaut worden, im behäbig ruhigen Biedermeierstil (der allerdings bei der „Sonne-Post" durch einen neuerlichen Brand (1924) und bei dem Bosch'schen Kaufhaus durch eine Modernisierung der Ladenräume um dieselbe Zeit verwischt wurde, während das schmale, danebenstehende Haus (ehemals Brauerei Engesser) noch die Jahreszahl 1825 an der Brust trägt.

In der Familie Bosch lebt wohl noch das letzte der hiesigen Patriergeschlechter, dessen Glieder in den Kirchenbüchern schon lange als einzige mit dem Prädikat „Dominus" aufgeführt sind.

III. Von Lunéville bis zum westfälischen Frieden; Jüngere österreichische Zeit
Wie Zell aus dem Mittelalter in die Neuzeit kam und dabei arm und alt wurde

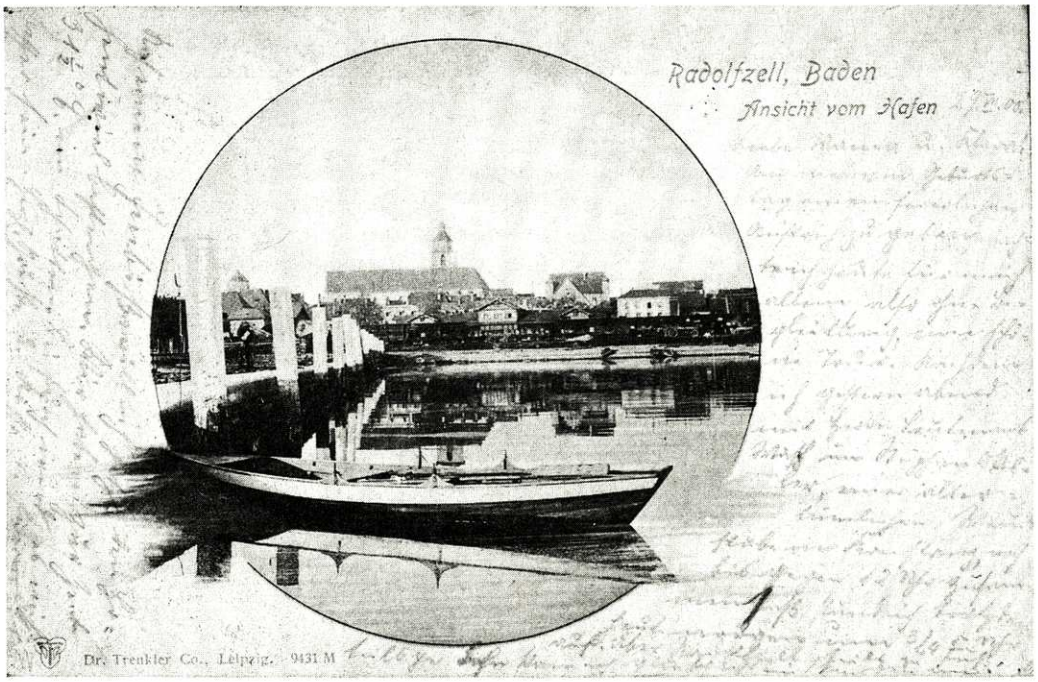
Der nächste Abschnitt, die jüngere österreichische Zeit, die die Stadt unter dem Doppeladler der Habsburger sah, geht von 1803 bis zum Dreißigjährigen Krieg zurück. Wenn wir Zeller von heute ihn leibhaftig sehen wollen, müssen wir ihn durch die

Augen der Häuser schauen, die aus dieser Zeit noch vorhanden sind. Häuser erzählen Geschichte. Ist deshalb schade, wenn sie vergänglichem Zeitgeschmack zuliebe umgebaut werden. Jede Zeit spreche in ihren Bauten ihre Sprache und lasse die alten möglichst unangetastet. Ist auch ein Unding, die Straßen immer wieder umzubenennen. Was an ansehnlichen Gebäuden aus alter Zeit hier noch steht, stammt fast alles aus der Zeit um den 30jährigen Krieg oder wenigstens aus dem 17. Jahrhundert, und es scheint fast, als ob die Stadt damals, trotz der schweren Zeitläufte, die auch durch ihre Tore aus- und eingingen, noch eine recht gute Zeit gehabt habe gegenüber den ärmlichen und trostlosen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, aus dem denn auch, abgesehen vielleicht vom Pfarrhof, kaum ein erhebliches Bauwerk vorhanden ist (vgl. die Schilderung der städtischen Verhältnisse jener Zeit bei Albert).

Da sind die Staffelgiebelhäuser, die Fürstenberger Fruchtschütte mit ihrem schönen Wappen (1602), das Österreichische Schlößle, 1626 für Kaiser Ferdinands II. Sohn, Erzherzog Leopold Wilhelm erbaut, die „Hölle" 1663, das Petershauser Amtshaus (später Forsthaus, Parteihaus) 1688, das Sauter'sche Haus am Marktplatz, westl. vom Pfarrhaus, ohne Jahreszahl. Ferner das Ritterschaftshaus zum Georgenschild, jetzt Amtsgericht 1609. Das Deschle'sche Haus im „grienen Winkel" trägt an einer Holzsäule im Innern die Jahreszahl 1640, das Böhringer'sche Haus obendran, an der Obertorstraße 1604. Die Sonnenuhr am Spital (Pfründhaus, Altersheim) zeigt 1625. (Gegründet wurde das Spital 1386, die kleine gotische Spitalkapelle stammt von 1541.) Die Stadtapotheke 1689, umgebaut ca. 1820, das Dietrich'sche Haus daneben in der See-(Schlageter-)straße 1690, das Wiggenhauser'sche (jetzt Kaut) in der Kaufhausstraße 1608. Der „Bären" in der Seestraße zeichnet unter gemaltem Wappen 1705, ist aber seiner Bauweise nach weit älter. In die Reihe dieser Häuser gehören wohl auch, wenngleich Jahreszahlen fehlen, das Moriell'sche Haus östl. vom Pfarrhaus mit schöner Stuckdecke und die beiden Häuser, die einst der Obertorturm verband: das „Streicher'sche", in das neuerdings der Arkadendurchgang eingebaut wurde und das „Mayer-Obertorhaus" gegenüber, durch das einst der Aufgang zum Obertorturm führte, welcher leider 1870 abgebrochen wurde. Das schmale Lubberger'sche Haus an der Seetorstraße, das bis vor kurzem noch Gewölbe hatte, die wohl früher offene Arkaden waren, die Krone, der Löwen (jetzt Bank) gegenüber dem Österreichischen Schlößle, das Widder'sche Haus zwischen Rathaus und Lamm, das seinen interessanten Giebel hinter ersterem versteckt, schließlich das Weinzierl'sche Haus am Marktplatz.

IV. 1648—1298
Ältere österreichische Zeit; Wie Zell Stadt und schließlich freie Reichsstadt wurde und was von dieser Zeit heute noch im Städtle zu sehen ist

Hinter dem 30jährigen Krieg lebt das Mittelalter, das die Geschichtsschreibung mit einem scharfen Schnitt von der Neuzeit trennt. Für unsere Stadt schließt damit ein weiterer Abschnitt ihrer Geschichte, den wir als die ältere österreichische Zeit bezeichnen können und der bis zum Jahre 1300 (1297) zurückreicht, da sie endgültig aus der Hand des Klosters Reichenau in die der Habsburger überging und Stadtrecht erwarb. Wenn sie auch, wie gesagt, das reizvolle äußere mittelalterliche Bild von außen her gesehen bis 1863 fast unverändert erhalten hat, so war wohl im Innern ihr Gesicht doch stark verändert. Das beweisen die vielen erwähnten Neubauten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die anstelle früherer entstanden sind und es muß auch auffallen,



Radolfzell 1900

daß, anders als in den Nachbarstädten Konstanz, Überlingen und Lindau, sich hier kaum ein Haus mehr findet, das noch sein mittelalterliches Gesicht oder wenigstens markante Bauteile jener Epoche zeigte. Einzig der „Engel" erzählt noch in einer wiederaufgefundenen Inschrift: „Dies Hus but us Worich Gumboscht 1537". Am Hanauerschen Haus in der See-(Schlageter)straße fand sich die Inschrift „zur blauen Traube" 1411 (die Bauweise spricht nicht für ein so hohes Alter) und die Spitalkapelle stammt aus dem Jahre 1541. (Das Spital selbst, im Jahre 1386 gegründet als „Spital zum hl. Geist" stammt in seiner heutigen Form aus dem 16. Jahrhundert.)

Manches mittelalterliche Bauwerk, das sich fast in unsere Zeit herübergerettet hatte, ist erst da abgebrochen worden oder dem Feuer zum Opfer gefallen. So das alte schöne Rathaus, das — 1412 erbaut — 1847 dem stattlichen heutigen im florentinischen Stil weichen mußte, das Gredhaus, das in der Seetorstraße zwischen Apotheke und Streicher'schem Haus stand, hat sogar den Bahnbau noch überdauert bis 1868; das Zeughaus von 1527 hat 1897 der neuen Höllenbrauerei (später Walzmühle, dann Obstbau) weichen müssen. Es hatte ein großes Rundbogentor, wie die des Spitals an der Poststraße sind und bewahrte beiderseits davon als Zierrat je eine alte eingemauerte steinerne Kanonenkugel. Da war noch das Obertor, das 1870 abgetragen wurde und die „Spitalmühle", die 1888 an einem Sonntag in lodernen Flammen aufging. Sie stand da, wo sich heute die Zeller Jugend an Karussels und Schießbuden vergnügt und das Elektrizitätswerk das Licht über das nächtliche Zell leuchten läßt. Sie wird schon im 13. Jahrhundert erwähnt. Die Jakobskapelle, als letzter Rest eines kleinen Frauenklösterleins „auf Acker", die durch 3 Jahrhunderte die zur Ruhe gegangenen Zeller gehütet hatte, ist 1865 dem Gefängnis gewichen. Das „Kloster", wie es heute in seinem

Rest erhalten ist, einem Wohnhaus (wohl die ehemalige Kirche), hatten die Kapuziner 1625–27 erbaut, 1632 – im dreißigjährigen Krieg – hatten es die Schweden abgetragen, war 1659–60 wieder aufgebaut worden, um mit der Säkularisation 1806 wieder eingeebnet zu werden.

In jene mittelalterliche habsburgische Zeit eingeschlossen hat die Stadt wohl ihren Höhepunkt erreicht, als sie zwischen 1415 und 1455 – eine kurze Zeitspanne nur – reichsunmittelbar – Freie Reichsstadt war. Aus ihr ragt in die unsere unversehrt und fast unverändert ein einziges Bauwerk, unsere schöne Stadtkirche, das Münster, und kündigt die Gewalt einer Gedankenwelt, die wir Heutigen kaum mehr erahnen können, die in diesem stolzen Bau das ganze Sinnen und Trachten eines Häufleins von Bürgern, welches die engen Mauern des kleinen Städtleins umschlossen, zusammenfließen ließ. Sie ist, wie eine Inschrift außen an der Südostseite des Chors kündet, am 16. April 1436 vollendet worden, zweifellos an der Stelle, wo einst Ratoldi hölzernes Kirchlein gestanden. Der Turm, dessen alte Form noch manche Bilder bewahren, ist 1902 zur heutigen Gestalt umgebaut worden.

Von den Stadtmauern, die im wesentlichen wohl derselben Zeit angehören und die damals das Städtchen so reizvoll umrundeten, ist immerhin noch mehr vorhanden, als sich dem oberflächlichen Blick aufdrängt, aber sie sind mehr-weniger versunken unter dem Überquellen der sich dehnenden Stadt, die über sie hinausdrängt, seit aus den 1556 Einwohnern von 1871 bis heute 8000 geworden sind. An der Südseite haben sich kleine Häuslein dahinter gekuschelt und kleine Fensterlein in sie hineingebrochen, durch die sie vergnüglich über rote Geranien und den Rosenzauber des Stadtgartens oder auf die „Werberstraße" gucken, wo einst das Seilergäßle war. Da sind bei

Radolfzell 1900

manchen die rauhen Wackenmauern unter glattem Verputz verschwunden, der nicht ahnen läßt, wie wehrhaft ihre scheinbare Gebrechlichkeit im Grunde ist. Weiterhin um die Südwestecke ist der eindrucksvollste Teil der Wackenmauern, der das Gärtlein des Petershauser Amtshauses umschloß und durch ein eisernes Gitterpförtlein Einblick in seine blumige Farbigkeit gewährte, dem Bau des Scheffelhofs zum Opfer gefallen. Im Anschluß daran, an der Westseite der Stadt, sahen wir noch bis in die Zwanzigerjahre, da wo jetzt das Ickenroth'sche Haus steht, einen wuchtigen Mauerrest gleich einem einsamen Zahn ragen, Rest des Stiftturms wohl, der einst dort stand und von dem kein Bild mehr Kunde gibt. Die Mauer an der Nordseite decken vom Untertor bis zum Höllturm die Häuser der Bismarck- und Teggingerstraße, vom Mühlbach begleitet. Fest steht noch der Schützenturm mit seinen Quadern an der Straße. Weiterhin ist die Mauer, etwas form- und lieblos durch die „Kaiserpassage" unterbrochen, um den Mühlbachweg durchzulassen.

Frei und fröhlich aber blickt uns das Städtlein gen Morgen entgegen. Etwas vom alten Trotz liegt noch in der steinigen Wackenwand, die wie einst steil aus der Tiefe des Grabens aufsteigt und im „Höllturm" (1470) der vergessen fast und überflüssig geworden, sich standfest und etwas unmutig in seinen Epheumantel hüllt. Aber ebenso treuherzig-jung guckt es mit seinen wirren Giebeln und Dächern über das steife Gewand seiner buntgesäumten Mauern wie unsere Frauen heute über den sittigen Brusttüchern, Faltenröcken und seidenen Schürzen aus den Radhauben ihrer Ahninnen. Zwar fehlt manches im einstigen Bilde, seit der Obertorturm herausgerissen und der Hexenturm niedergelegt wurde, etwas übereilig, wie manchmal eine neue Zeit auftritt, die leicht des Bandes vergißt, das sie an die vergangene bindet. Aber die Brücke hat sich wieder aus ihrem Schutt befreit und legt ihre massigen Bogen zwischen beide.

V. 1298–826

Reichenauer Zeit; Von Ratoldi hölzernem Kirchlein zu Burg und Stadtmauer

a) Vom Markt zur Stadt 1100–1267

b) Von Fischerhütten zum Markt 826–1100

Für die fernste Zeit unserer Geschichte, die verhältnismäßig kurze „Reichenauer Zeit" – 1298–826 –, da das Gemeinwesen aus seinen Uranfängen über Dorf und Markt zum Stadtwesen heranwuchs, steht dann nur noch ein Name, den die Überlieferung weitergetragen und in einem schmalen Straßenschild festgehalten hat: „Hinter der Burg". Ein enges Gäßlein führt zum höchstgelegenen Punkt der Stadt, wo einst die „Burg" stand, die im 13. Jahrhundert wohl anstelle des alten Reichenauer Kellhofs und auf dessen Platz errichtet wurde, ein stolzer Ausdruck des aus dem „Weiler Ratolfszelle" 1267 zur ummauerten Stadt gewordenen Gemeinwesens. Kein Bild zeugt mehr von ihrer einstigen Gestalt, keine Überlieferung erzählt mehr von ihrem Aussehen, noch wann sie zerfiel. Ein massiges Bauwerk steht noch dort, etwas unförmlich, halb Haus, halb Turm, als letzter Rest von ihr. Mit der Außenseite fällt es jäh gegen den Stadtgraben ab, ein kleines, vermauertes Törlein öffnete sich einst auf dessen Umgang. Heute ziert es ein Landsknecht und ein SS-Mann in überlebensgroßer Malerei. Im Innern birgt es die Frauenarbeitsschule und eine einfache Wohnung. Wenn aber einer hinaufsteigt an einem sonnenhellen Sommertag und hinabblickt auf das farben-

Radolfzell 1894

frohe Blühen tief unter sich im Stadtgarten mit den schönen Bogen der Brücke, an deren Pfeiler Radoltus, die Kirche auf dem Arm, über die wechselvollen Schicksale seines Schützlings sinnt, auf den weiten, glatten Platz vor der Realschule und über das „Kloster" hinweg auf See und Segel und die grüne Höri drüben, so kann er sich leicht vorstellen, welch weiten und beherrschenden Blick die Burg über Graben und Wall hinweg über die jungfräuliche Mettnau hinauf zur Reichenau und an Jakobskapelle und -friedhof vorbei auf die Straßen hatten, die von Konstanz und Stockach her dem Obertor zustrebten. Jene Straßen, auf denen sich die Bauernhaufen im Bauernkriege gegen das Städtlein wälzten, auf denen in glänzendem Gefolge Kaiser Ferdinand einritt, auf denen schwedische Reiterfähnlein Staubwolken wirbelten. Beyerle leitet den Namen Mettnau von „Mechtnau", die jungfräuliche, noch unfruchtbare Au — Mecht-Magd, Mechthilde, her.

Sonst ist aus der Reichenauer Zeit kein sichtbares Überbleibsel mehr vorhanden. Als Zell habsburgisch wurde, war es noch ein ganz junges Städtchen. Ein Menschenalter zuvor — 1267 — war es von Abt Albrecht von Reichenau zur Stadt erhoben worden und hatte seine ersten Mauern bekommen. Just zu der Zeit, da der betrübliche Zerfall des einst so stolzen und reichen Klosters schon sichtlich in Erscheinung trat, so daß es der raffenden Hand der Habsburger leicht fiel, die Vogtei über die Stadt an sich zu bringen, unter deren Herrschaft sie sich aber dann prächtig entwickelt hat. Aber ein greifbares Stück ihrer Geschichte hat die Stadt getreulich und wohl lange Zeit unbewußt durch die Jahrhunderte bewahrt: die Marktrechtsurkunde von Jahre 1100, die im Original 1888 von Beyerle im hiesigen Pfarrarchiv gefunden wurde. Es hatte sich also bis dahin ein Markt entwickelt, der wohl neben dem Reichenauer Kellhof sein eigen

Gebiet hatte, das Herzstück der heutigen Stadt etwa, zwischen Färbergasse (Bahnhofstraße) und Schmittengasse, Kirchgasse und vorderer Löwengasse (Höllstraße). Wie sie wohl ausgesehen haben mögen, die Häuser von damals, die sich vermutlich von einem quadratischen Wall geschützt, um ein hölzernes Kirchlein geschart hatten?

VI. Wie Ratoldus von Verona an den Untersee kam und damit unversehens zum Gründer unseres Städtleins ward

In der Ecke neben dem südlichen Seitenaltar der Pfarrkirche steht ein massiger steinerner Sarkophag. Er birgt die Gebeine des hl. Ratoldus, das sichtbare Unterpfand der allerersten Zeit der heutigen Stadt: ihrer Gründung.

Die Überlieferung weiß (nach Albert) darüber zu berichten: Ratoldus, ein edler Alamanne und weiland Bischof von Verona, seines Amtes müde und der Kämpfe überdrüssig, die auch damals schon damit verbunden waren, dachte sich in seiner alamannischen Heimat ein ruhiges Plätzlein zu sichern, wohin er sich zurückziehen könnte. So kam er auf die Insel Reichenau im Untersee, deren Kloster damals in hoher Blüte stand und heischte vom Abte die Zelle Eginos, seines einstigen Lehrers und Vorgängers auf dem Bischofsstuhle zu Verona, die dieser am Nordwestende der Insel — in Niederzell — bis zu seinem Tode bewohnt hatte. Aber der Abt, sei es aus Eifersucht, denn es tut nicht gut, so zwei, die zu befehlen gewohnt sind, allzunah beisammen wohnen, sei es aus politischen Gründen, die Klosterleute und Weltgeistliche trennten, versagte sie ihm und verwies ihn über den See an eine liebliche Stelle, da das Ufer höher als rundum über dem Wasser steht, und wo die Mettnau sich vom Festland löst und gen Reichenau hin in seinen Spiegel vorstößt. (Es zieht auch von ihrer Spitze, nicht allzu tief unter dem Wasser ein Kamm, der wohl zu Zeiten einmal eine Furt zur Insel hin gewesen sein könnte.) War auch Reichenauer Gebiet dort drüben, wie überhaupt das Kloster über weite Ländereien gebot im Gau Alamannia, der zum fränkischen Reich Karls d. Gr. gehörte, seitdem dieser die freien Alamannen unterworfen hatte. Regierte aber damals Kaiser Ludwig der Fromme, des großen Karls Sohn (814—40). Es standen an jenem Platze wohl nur einige Fischerhütten, vielleicht auch schon ein reichenauischer Kellhof zur Verwaltung jenes Gebietes. Dort errichtete Ratoldus nun seine Zelle und ein kleines hölzernes Kirchlein — auf der Stelle wohl, wo heute unsere schöne Pfarrkirche steht — und scharte einige Kleriker in freier Gemeinschaft um sich herum, wie es damals Gepflogenheit war. Dorthin brachte er aus Treviso die Gebeine der heiligen Theopontus und Senesius, die seither manchem Zeller ihren Namen geliehen haben.

Ratoldus ist 847 gestorben. Wann die Gründung seiner Zelle erfolgte, ist nicht ganz sicher; gute Gründe sprechen für das Jahr 826, das deshalb als das Gründungsjahr unserer Stadt gilt.

So ist aus Wunsch und Laune zweier Menschen der Grund gelegt worden für ein Gemeinwesen, dessen Schicksalsweg, wenn auch verflochten mit all denen, die nebenhergingen, doch durch seinen Anfang richtunggebend bestimmt ist, wie ja auch jedes Einzelleben unter dem Aspekt seiner Geburt steht.